

KNAUR 

Miriam Lancewood

In der Wildnis bin ich frei

Mein Leben in den Wäldern Neuseelands

Aus dem Englischen
von Kristina Lake-Zapp

KNAUR 

Die englischsprachige Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»Woman in the Wilderness: A story of survival, love and self-discovery
in New Zealand« bei Allen & Unwin.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe April 2018
© 2017 Miriam Lancewood
© 2018 der deutschsprachigen Ausgabe Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Ulrike Gallwitz
Covergestaltung: Kathrin Keienburg-Rees, Freiburg
Coverabbildung: hardyuno bei fotolia, Lottie Hedley
Karten: Zoë Carpentier Alting
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-21438-1

2 4 5 3 1

*Dieses Buch ist meinem liebevollen Abenteurer Peter gewidmet.
Er hat mir den Weg der Freiheit und des Freiseins aufgezeigt.*

Inhalt

Vorwort – Die Wildnis	11
<i>1</i> Freiheit gibt es umsonst	13
<i>2</i> Winter	34
<i>3</i> Frühling	74
<i>4</i> Sommer	105
<i>5</i> Herbst	140
<i>6</i> Der Abel-Tasman-Nationalpark	170
<i>7</i> Die West Coast	207
<i>8</i> Moderne Nomaden	248
<i>9</i> Zivilisation	290
<i>10</i> Te Araroa: Die Nordinsel	315
<i>11</i> Te Araroa: Die Südinsel	355
Epilog – Das nächste Abenteuer	393
Dank	395
Karte 1: Unsere Orte in der Wildnis	397
Karte 2: Der Te Araroa Trail	399

*Oh, mothers
Kiss your children every night
Let the truth be their light
Make them go and let them be
Like my mother did with me.*

*Oh, fathers
Sing your children a tender song
About the earth where they belong
Sing your love and set them free
Like my father sang to me.*

Oh, Mütter
Küsst eure Kinder jeden Abend
Das Wahre soll sie leiten
Lasst sie los und lasst sie sein
Das tat auch meine Mutter beizeiten.

Oh, Väter
Singt euren Kindern ein zärtliches Lied
Über die Erde, auf der sie leben
Singt ihnen von Liebe, und dann gebt sie frei
Wie mein Vater mir die Freiheit einst hat gegeben.

Miriam Lancerwood

Vorwort

Die Wildnis

Es ist ein schöner Wintertag. Auf der Suche nach einer wilden Ziege wandere ich mit Pfeilen und meinem Bogen an einer Talflanke entlang, klettere bergauf in den dichten Wald und bahne mir meinen Weg durch Ranken und über umgestürzte Baumstämme. Nach und nach werden die Bäume kleiner, der feuchte, von Blättern übersäte Waldboden weicht mehr und mehr kahlen Felsflächen. Die Sonne hat die dunkle Felswand erwärmt, und ich setze mich hin und bewundere die Welt um mich herum. Dieses wunderschöne Tal ist während des langen Winters unser Zuhause. Es weht kein Wind, alles ist absolut still. Ich bestaune die stille Herrlichkeit der majestätischen Gipfel, die mit unberührtem weißem Schnee bedeckt sind. Unter mir hat der Fluss die Landschaft nach eigenem Belieben geformt. Die schnelle Strömung und der reglose Wald verschmelzen harmonisch miteinander.

Direkt über mir entdecke ich weitere flache Felsen, auf die ich klettern kann. Vielleicht leben dort, unter dem kleinen Felsvorsprung, Wildziegen? Sie mögen warme, trockene Fleckchen mit guter Aussicht und kommen womöglich am Spätnachmittag zurück. Vorsichtig steige ich zwischen den Bäumen ein Stück weiter bergauf, um den Felsvorsprung näher ins Auge zu fassen.

Nach einer Weile erreiche ich eine offene Stelle. Ziegen gibt es hier keine, aber jetzt stelle ich fest, dass ich so hoch oben bin, dass ich unser kleines Camp tief unten in dem engen Tal sehen kann. Ich entdecke sogar Peter – eine winzige Gestalt in einem roten Pulli, die beinahe von der Landschaft verschluckt wird. Erst heute Morgen habe ich ihm zum Abschied einen Kuss gegeben, aber es fühlt sich an, als hätte ich seit zehn Jahren keinen Menschen mehr gesehen.

Schau hierher, Peter!, rufe ich im Stillen aufgeregt.

Ich sehe, wie er aufsteht. Vielleicht schaut er tatsächlich den Berg hinauf? Ich kann es nicht mit Bestimmtheit sagen, trotzdem springe ich wie wild auf und ab, ziehe meine Jacke aus und schwenke sie hin und her, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Nach ein paar Sekunden sehe ich, wie Peter seine kleine Yogamatte hochhebt und damit mein Winken erwidert.

In meine Augen treten Tränen. Wir winken einander zu, berühren einander über diese große Entfernung. Ich blicke auf die Wildnis und auf Peter, die mir das Liebste im Leben sind.

Freiheit gibt es umsonst

Ich war nervös. Spürte, wie meine Wangen glühten, und versuchte, sie mit den Handrücken zu kühlen – mit wenig Erfolg. Während ich langsam auf die Tür zuing, wiederholte ich innerlich noch einmal, was ich sagen wollte. Virginia, die Direktorin der Schule, an der ich unterrichtete, war mir im letzten Jahr eine Freundin geworden, und ich wollte sie nicht enttäuschen. Leicht zögernd klopfte ich an die Tür.

»Herein.«

Virginia saß an ihrem Schreibtisch, umgeben von Papieren, ihrem Computer, Unterrichts- und Stundenplänen. Ihr schönes dunkles Haar fiel ihr sanft über die Schultern. Sie war eine leichtfüßige Frau, was ihre Stellung stärkte und sie gleichzeitig weicher wirken ließ.

»Nimm Platz, Miriam. Wie geht es dir?«, fragte sie gut gelaunt und warf die Enden ihres lila Schals zurück. »Was kann ich für dich tun?«

Ich nahm einen Ordner von dem Stuhl an ihrem Schreibtisch und setzte mich ihr gegenüber. »Danke, gut«, antwortete ich, dann holte ich tief Luft. »Es tut mir leid, Gin«, stieß ich hervor, »aber ich würde gern kündigen.« Ich wartete eine Sekunde, bevor ich fortfuhr: »Ich mag die Schule und alles, aber ich bin bereit für etwas anderes ...« Dann brach ich ab und lächelte, denn mehr hatte ich mir nicht zurechtgelegt.

Virginia machte ein amüsiertes Gesicht, doch ich sah die Überraschung in ihren Augen. »Warum?«, fragte sie. »Hast du einen anderen Job?« Für einen Augenblick legte sie behutsam die Hand auf meine. Der lila Schal fiel wieder nach vorn.

»Oh, nein«, antwortete ich. »Ich würde nur gern in der Wildnis leben.«

Virginia zog die Augenbrauen in die Höhe.

»In den Wäldern leben, in der Natur, hoch oben in den Bergen«, fügte ich hinzu.

Virginia klappte der Mund auf. »Tatsächlich? Aber ... warum?«

»Nun, die Wildnis bewirkt, dass ich mich lebendig fühle«, versuchte ich zu erklären. Meine Freundin wirkte immer noch völlig verblüfft. »Ich würde es gern einmal ausprobieren, herausfinden, ob ich in der Wildnis überleben kann, ob sie meinen Geist, meinen Körper verwandelt.«

»Verstehe ... Hast du denn vor, ab und an in die Stadt zurückzugehen?«, wollte sie wissen, und ich konnte sehen, wie sie versuchte, aus meinen Worten schlau zu werden.

»Wir haben vor, für drei Monate am Stück in die Berge zu gehen, dann kommen wir zurück, um unsere Vorräte aufzustocken, bevor wir uns einen neuen Platz in der Wildnis suchen«, erklärte ich. »Das wollen wir viermal machen – ein ganzes Jahr lang.«

»Aber wie willst du duschen?«, fragte sie, immer noch perplex.

Duschen? Es dauerte einen kurzen Moment, bis ich diese unerwartete Frage verdaut hatte. »Ich wasche mich einfach im Fluss«, platzte ich heraus.

»Sogar mitten im Winter?« Virginia starrte mich ungläubig an. »Nein, einmal im Monat musst du zurückkehren. Zumindest, wenn du deine Tage hast!«

Ich konnte nicht anders: Ich musste lachen, und kurz darauf fiel Virginia in mein Lachen mit ein. Eine Woge aufgeregter Vorfriede brach über mich herein: Das hier passierte wirklich. Ich stand kurz davor, mich auf ein großes Abenteuer zu begeben.

An einem schönen Herbsttag im April gaben die Lehrer und Schüler eine Abschiedsparty für mich. Sie hatten ein Buffet aufgebaut, und anschließend sang ich draußen auf dem Schulhof für alle ein Lied. Ich war nervös, weil ich vor so großem Publikum auftrat und meine Stimme mich schon bei vergangenen Gelegenheiten im Stich gelassen hatte, aber ich war fest entschlossen, mich anständig zu verabschieden. Ich wählte einen Song, den ich selbst geschrie-

ben hatte: »*Get out for freedom, 'cause there is no key ... Remember, freedom is for free*« – es gibt keinen Schlüssel zur Freiheit ... Freiheit gibt es umsonst.

Als wir später wieder drinnen waren, versuchte ich, mir ziemlich ungeschickt mit einer Plastikgabel ein Stückchen Schokoladenkuchen abzuteilen. Virginia kam zu mir.

»Wir werden dich vermissen, Miriam«, bemerkte sie.

»Lieb, dass du das sagst, Gin«, erwiderte ich lächelnd.

»Ich meine es ernst, auch wenn ich zugeben muss, dass mir dein Wunsch, in der Wildnis zu leben, immer noch sehr seltsam erscheint«, gestand sie aufrichtig. »Ich meine, du hast die Chance, als Lehrerin zu arbeiten, Sportlerin oder sogar Musikerin zu werden. Wie kommt es, dass sich eine hübsche junge Frau wie du dafür entscheidet, ein entbehrungsreiches Leben an einem völlig isolierten Ort in den Bergen zu führen?« In ihren großen braunen Augen stand Verwirrung.

»Nun –«, fing ich an und blickte auf meinen Kuchen.

»Ich habe Filme gesehen über junge Männer, die gegen ihre Eltern rebellieren«, fuhr Virginia fort. »Junge Kerle aus schwierigen Familienverhältnissen, die in die Wildnis fliehen. Soweit ich weiß, hast du doch aber ein sehr gutes Verhältnis zu deiner Familie, oder nicht?«

Ich nickte. »Absolut! Ich könnte mir keine besseren Eltern vorstellen, und mit meinen Geschwistern verstehe ich mich ebenfalls ausgezeichnet. Ich sehe sie zwar nicht oft, aber wir stehen uns sehr nahe.«

»Und für sie ist es in Ordnung, dass du die Berge durchstreifst?« Virginia kicherte.

»Aber ja!« Ich strahlte sie an. »Sie ermutigen mich sogar dazu.«

»Tja, daher hast du also dein Selbstvertrauen! Deine Eltern haben dir offenbar den Mut gegeben, deinen eigenen Weg zu gehen.«

So hatte ich das noch nie betrachtet, aber vielleicht hatte Virginia recht.

»Dann bist du also keine, die von der Gesellschaft abgewiesen oder gar verschmäht wird, und dennoch hast du beschlossen, dich

davon zurückzuziehen. Mehr noch – vor dir steht, bildlich gesprochen, ein reich gedeckter Tisch mit einem bunten Speisenangebot, und du verlässt das Haus, ohne dich zu bedienen.«

»Ich nehme an, ein Teil von mir findet das alles bedeutungslos.«
Ich sah sie entschuldigend an.

Virginia nahm nachdenklich einen Schluck von ihrer Limonade.
»Was meinst du damit?«

»Sein Leben damit zu vergeuden, sich für Geld und Status abzustrapeln, sich die Leiter des gesellschaftlichen Erfolgs hinaufzukämpfen, mehr Dinge zu kaufen, als man wirklich braucht – das meine ich damit.«

»Und in den Bergen zu frieren ist eine bessere Option?« Virginias Augen funkelten.

»Vielleicht nicht«, räumte ich ein. »Aber einen Versuch ist es wert!« Nach einer kurzen Pause fügte ich hinzu: »Ich erinnere mich an einen ganz bestimmten Abend, als ich ungefähr sechzehn war. Ich stand am Fenster und schaute hinaus in den dunklen Wald, und während ich das tat, dachte ich daran, wie einst unsere Vorfahren in diesen riesigen Wäldern gelebt, auf dem Boden geschlafen hatten – neben ihren Tieren. Heute sind wir alle so versessen darauf, in Häusern zu wohnen, umgeben von jeder Menge Komfort. Was für eine gewaltige Veränderung.«

»Hm, ja.« Virginia nahm einen weiteren Schluck. »Dann denkst du also, die Menschen haben ihre Naturverbundenheit verloren?«

»Findest du das nicht? Sich wieder mit Mutter Erde zu vereinen, klingt ein bisschen nach New Age ...«, ich deutete aufs Fenster, hinter dem die Berge zu sehen waren, »... aber da draußen ist eine andere Welt, Gin.«

Sie drehte sich um und betrachtete die schwachen Umrissse in der Ferne.

»Ihre zeitlose Schönheit ist einfach verblüffend«, sagte ich beinahe schüchtern. »Ich möchte versuchen, ohne eine Barriere zwischen der Erde und mir zu leben. Ich möchte auf offenem Feuer kochen, reines Wasser trinken, auf dem Boden schlafen ... Die Wildnis ist womöglich in der Lage, uns etwas zu lehren, wenn wir

die Zeit haben, ihr zuzuhören.« Ich wartete ab, wie Virginia auf diese sonderbare Erklärung reagierte, doch sie hob nur die Augenbrauen und nickte. Dann hellte sich ihre Miene auf.

»He, du wirst sämtliche Überlebensfertigkeiten lernen, die du brauchst, wenn irgendwann eine landesweite Epidemie ausbricht und alle in die Berge flüchten. Ich komme dann zu euch, mach dich darauf gefasst!«

Ich lachte, erleichtert über den Themenwechsel.

Virginia stellte ihr Glas ab, dann tat sie so, als würde sie einen Bogen anlegen, um ein Tier zu schießen. »Kannst du dir vorstellen, dass ich eine Ziege erlege?«, fragte sie leicht gequält.

»Warte, bis du hungrig genug bist!«, erwiderte ich schmunzelnd. In dem Moment hörte ich meine Kollegin Rose von draußen nach mir rufen. Ich stellte meinen Teller mit dem unberührten Kuchen neben Virginias Glas. Als wir zusammen auf den Schulhof hinaus-traten, nahm sie meine Hand. »Viel Glück, meine Liebe, ich bewundere deinen Mut. Bitte pass auf dich auf.«

»Danke, Gin. Das werde ich.«

Die Schule machte mir ein ausgesprochen praktisches Geschenk: ein Merinohemd mit passendem Shirt und Hut. Ich hielt eine kleine Rede, um mich bei allen zu bedanken, dann versuchte ich, meine zehn Schüler zu umarmen. Die meisten von ihnen hatten in der neunten Klasse die Schule abgebrochen und zeigten mehr oder weniger stark ausgeprägte Verhaltensstörungen. Jeder Einzelne von ihnen stammte aus schwierigen Familienverhältnissen und kämpfte darum, Teil dieser Gesellschaft zu sein. Ich hatte ihnen geholfen, eine Arbeit zu finden, hatte ihnen Empfehlungsschreiben ausgestellt und Gerichtsverfahren beige-wohnt. Diese Jugendlichen waren in einer Welt aufgewachsen, die ich nie kennengelernt hatte. Es war mir nicht immer leichtgefallen, mit ihnen zu arbeiten, vor allem mit denen, die einer Gang angehörten. Manche von ihnen wollten mich nicht umarmen, da sie froh waren, dass ich ging – oder vielleicht gehörte eine Umarmung auch einfach nicht zu ihrem »Gang-Protokoll«.

Einer meiner Schüler war Sam, ein ungewöhnlich großer, dicker

Junge, der sich gern allabendlich betrank, aber er war ein sanfter Riese. »Big Sam« drückte mich herzlich an sich, hob mich von den Füßen und wirbelte mich herum. Es war ein komisches Gefühl, das mich zum Kichern brachte – selbst meine Gangstas fingen an zu lächeln (oder zu feixen – das konnte ich nie so recht sagen).

Auch der fünfzehnjährige Jimmy aus Samoa zählte zu meinen Lieblingsschülern. Ich weiß noch, wie ich zum ersten Mal seine Akte las. Er hatte in den Vereinigten Staaten gelebt und sich an mehreren großen Gang-Kämpfen beteiligt. Zurück in Neuseeland, saß er wegen Diebstahl und gefährlicher Körperverletzung in einem Jugendgefängnis ein. Andere Schüler kannten seinen berühmt-berühmten Namen und warnten mich vor ihm, sodass ich beinahe zitterte, als er schließlich an meine Tür klopfte. Doch am Ende des ersten Tages stellte ich fest, dass ich nicht anders konnte, als den kleinen, schüchternen Jimmy zu mögen. Etwas später in jenem Jahr organisierte ich einen Camping-Ausflug für die Schüler und fand heraus, dass Jimmy tatsächlich Angst vor der Dunkelheit und Geistern hatte. Aus diesem Grund gab ich ihm einen kleinen Malachit, als ich die Schule verließ. Meine Mutter hatte ihn mir geschenkt, als ich zehn war. Damals hatte ich mich ebenfalls vor Geistern gefürchtet. Jimmy schien sich aufrichtig darüber zu freuen.

Jimmy war also glücklich, Virginia war ebenfalls glücklich und ich auch. Ein gutes Ende, fand ich. Das hier war der Tag, auf den ich mich das ganze Jahr über gefreut hatte: der beglückende Moment, in dem ich ein neues Kapitel in meinem Leben aufschlagen würde. Auf dem Heimweg überkam mich ein euphorisches Gefühl. Mein Herz platzte förmlich vor Energie, und ich ertappte mich dabei, die ganze Fahrt über zu lächeln. Die Schule war aus. Zumindest für mich. Ich hatte jede Menge Ersparnisse auf der Bank, ich hatte eine Aufenthaltserlaubnis für Neuseeland, und ich hatte die Freiheit zu leben, wo immer ich wollte.

Eine kräftige Böe rüttelte an meinem Wagen. Wie ich diese unsichtbare Kraft liebte! Den Wind, wie er durch die Berggipfel und hinab ins Tal fuhr, die trockenen Grasbüschel durch die Luft wir-

belte und durch die weit ausgestreckten Äste der alten Bäume strich. Der Wind trug Samen mit sich und brachte die gelben Blumen dazu, sich zu verneigen und die Erde zu küssen. Er wurde immer stärker auf seinem Weg durch die baumlosen Ebenen, und jetzt versuchte er, mein Auto von der Straße zu wehen.

Unser kleines Zuhause, ein weißes Holzhaus, umgeben von alten Kahikatea-Bäumen – neuseeländischen Warzeneiben –, lag eine halbstündige Autofahrt von der Schule entfernt. Als ich mich dem Haus näherte, sah ich, wie Peter die Kürbisse in unserem großen Gemüsegarten erntete. Ich winkte ihm zu und drückte jubelnd auf die Hupe, um meinen Abschied gebührend zu feiern.

Kaum kam der Wagen zum Stehen, sprang ich hinaus, rannte zu Peter und umarmte ihn begeistert. Ich blickte in seine strahlenden blauen Augen und verkündete in meiner besten Ed-Hillary-Stimme: »Wir haben den Bastard drangekriegt!«

»Was doch für ein prächtiger Kiwi aus dir geworden ist!«, stellte Peter schmunzelnd fest.

Ich hatte Peter vor vier Jahren in einem Restaurant in Süd-Indien kennengelernt. Die Augen glänzend vor Begeisterung, erzählte er mir, er habe bei fünfundvierzig Grad Celsius Süd-Indien zu Fuß durchquert, ohne Landkarten oder Führer die Gebirgszüge des Himalaja erklommen und sei während eines Gewittersturms nachts auf den Wellen des Ozeans gesurft ...

Ich hörte ihm mit offenem Mund zu. Während meiner langjährigen Reisen war ich noch nie einem so enthusiastischen, intelligenten Mann begegnet, der frei heraus Haus und Arbeit gegen ein Abenteuerleben eingetauscht hatte. Die Anziehungskraft, die er auf mich ausübte, gründete nicht allein auf seinem Wissen und seiner Weisheit, seiner Freude am Abenteuer, seiner Fähigkeit, einfach zu leben, oder dem Anblick seines kräftigen, durchtrainierten Körpers; vom ersten Augenblick an war da ein unleugbarer Funke zwischen uns – ein Funke der Liebe. Ein Funke, der nicht erlöschen sollte. Da wusste ich, dass ich einen wahrhaft bemerkenswerten Mann gefunden hatte.

Zwei Jahre nachdem ich Peter kennengelernt hatte, reiste ich mit ihm in sein Heimatland Neuseeland. Peter und ich sehnten uns nach naturbelassenen Orten, genau wie wir uns nach Frieden, Schönheit und Weite sehnten. In meinen Augen gab es keine größere Schönheit als die unbewohnte, raue Wildnis von Neuseelands steilen, gnadenlosen Bergen, ausgedehnten Wäldern, großen Flüssen, Seen und wilden Tieren. Der bloße Anblick der Berge, von denen aus man einen unendlich weiten Blick über die darunterliegenden Täler und Ebenen oder gar über den schier unendlichen Ozean genießen konnte, machte mich jedes Mal sehr glücklich. Die ländlichen Gebiete der Niederlande, in denen ich aufgewachsen war, verfügten ebenfalls über eine gewisse Weite, allerdings nicht über eine so großartige Wildnis. Früher einmal hatte es dort riesige Wälder, Sümpfe und Moorgebiete gegeben, doch heute lebten die meisten Menschen in Städten, die mehr und mehr zusammenwuchsen. Dazwischen fand man fruchtbare grüne Felder, unterteilt von künstlichen Kanälen. Ich hatte eine wohlgeordnete Welt hinter mir gelassen und sehnte mich nun nach etwas Wildem.

Peter hatte mir Geschichten aus seiner Zeit in Indien während der Siebzigerjahre erzählt, als er mit Sadhus im Himalaja unterwegs gewesen war. Ich wollte in die Berge wandern und Frieden finden, genau wie diese spirituellen heiligen Männer. Aber in Indien gab es zahllose Dörfer, in denen man Essen und andere lebensnotwendige Dinge bekam, außerdem relativ vorhersagbare Witterungsverläufe. Die hohen Berge hier in Neuseeland dagegen waren unbewohnt, und bis auf Speergraswurzeln und Schneebeeren gab es hier nur sehr wenig zu essen – abgesehen von Wildtieren natürlich. Unser Schritt, in der Wildnis zu leben, musste daher ausgesprochen sorgfältig geplant werden.

»Wie viele Tassen Tee trinkst du am Tag, Liebling?« Ich saß mit Stift, Papier und Taschenrechner am Tisch und versuchte zu berechnen, wie viele Lebensmittel wir mitnehmen mussten.

Peter zog die Augenbrauen zusammen. »Keine Ahnung. Vielleicht sechs?«

»Okay. Das macht zwölf Tassen pro Tag, hundertzwanzig in zehn Tagen, zweihundertvierzig in zwanzig Tagen ... also ungefähr dreihundertsechzig im Monat. In drei Monaten tausendachtzig Tassen.«

Da wir beschlossen hatten, nur das Nötigste an Lebensmitteln mitzunehmen, mussten wir jeden einzelnen Teebeutel, jeden Löffel Honig, jedes Gramm Milchpulver, Mehl, Hefe, Reis und Bohnen kalkulieren, das uns durch den Winter bringen sollte. Peter hatte Gemüse aus unserem Garten in der warmen Herbstsonne getrocknet. Wir wollten unsere Lebensmittel in mit Deckeln verschließbaren Plastikbehältern verstauen und sicher in der Erde vergraben, und ich hatte eine Liste mit dem Inhalt jedes einzelnen dieser Behälter angefertigt. Alles war akribisch organisiert, genau wie in den Geschichten, die ich über Arktisexpeditionen gelesen hatte.

Wir studierten Bücher über essbare Pflanzen und Pilze und bereiteten uns darauf vor, in der Wildnis Nahrung zu sammeln. Wir verließen uns darauf, dass wir die entsprechenden Pflanzen, Beeren und Pilze auch tatsächlich finden würden, und ich nahm mir vor, die Jagd auf Wildtiere wie Kaninchen und Ziegen zu erlernen – doch auch wenn ich nichts erbeutete, würden wir nicht verhungern. Ich war in einem Haushalt von Anthroposophen aufgewachsen – ein System, begründet von Rudolf Steiner, das hauptsächlich natürliche Mittel verwendet, um das physische und psychische Wohlergehen zu optimieren –, und ich war von Geburt an Vegetarierin gewesen. Erst als ich nach Neuseeland kam und von den ökologischen Problemen mit eingeführten Säugetieren erfuhr, begriff ich, dass es moralisch durchaus vertretbar ist, Wildtiere zu schießen, um sie zu essen. Über die Jahre waren Peter und ich einigen Jägern begegnet, und einer von ihnen jagte mit Pfeil und Bogen. Als ich den jungen Mann sah, wusste ich sofort, dass auch ich diese traditionelle Jagdmethode erlernen wollte. Also kaufte ich mir einen schönen Bogen und viele teure Pfeile und übte eifrig Tag für Tag eine Stunde lang an einer fest stehenden Zielscheibe in unserem Garten.

Peter und ich hatten beschlossen, die erste Zeit in der Region

Marlborough auf der Südinsel Neuseelands zu verbringen. Wir wollten ein Zelt in der Nähe einer alten Hütte, der Base Hut, aufstellen, die während des Winters nicht häufig aufgesucht wurde, aber eine Zufahrt für allradgetriebene Fahrzeuge hatte. Es war Peters Idee, unseren guten Freund und Nachbarn Ricky zu bitten, uns mitsamt unserer Ausrüstung in seinem Pick-up mit Allradantrieb zur Base Hut zu bringen. Wir hatten nicht vor, in der Hütte zu wohnen, aber drinnen gab es einen Holzofen, auf dem wir an Regentagen unser Essen zubereiten konnten. Wir spürten, dass dies ein sehr guter Ort war, um unser Leben in den Bergen zu beginnen.

Wir hatten einen ein Jahr gültigen Hüttenpass erworben, der uns erlaubte, in jeder vom Department of Conservation – der neuseeländischen Naturschutzbehörde, kurz: DOC – verwalteten Hütte zu übernachten, außerdem hatten wir lange Wanderungen unternommen und waren mit schweren Rucksäcken zu Zehntages-Märschen aufgebrochen, um uns auf unser neues Leben vorzubereiten. Unser sperriges Gepäck auf dem Rücken, hatten wir die gängigen Wanderwege verlassen, um uns durch dichte Vegetation und schier undurchdringliche Schluchten auf schroffe Bergkämme zu kämpfen. Wir wateten in Sandalen durch eiskalte Flüsse, um zu lernen, mit tauben Füßen klarzukommen. Wir übten, bei Regen Feuer zu entfachen, und wir fanden heraus, dass Wolle mehr wärmte als Synthetikfasern. In Secondhandshops kaufte ich Decken, außerdem nähte ich Jacken und Hosen, die uns bei der kalten Witterung warm halten sollten.

Bevor wir aufbrechen konnten, mussten wir zunächst all unsere überflüssigen Habseligkeiten loswerden. Wir hatten ein möbliertes Häuschen gemietet, daher besaßen wir relativ wenig. Mit Ausnahme einer Kiste voll Bücher, die wir bei Ricky unterbrachten, gaben wir alles weg – Laptops, Handys, Kleidung, Schuhe, Wandteppiche, Wecker und so weiter. Ich stellte fest, dass es sehr viel einfacher war, Dinge anzuhäufen, als sie abzustoßen, vor allem wenn ich mich daran gewöhnt hatte, doch als ich auf unsere beiden Stapel und die zwölf Plastikbehälter voller Lebensmittel schaute, lächelte ich. Es war beglückend, derart frei von Besitz zu sein.

Nach zahlreichen Wochenenden des Trainierens und der Lektüre einer breiten Auswahl an Büchern über Expeditionen war ich absolut zuversichtlich, dass wir in unserem Zelt neben jener Hütte in der Wildnis überleben würden. Ich konnte es kaum erwarten, meine neu erworbenen Fähigkeiten auszuprobieren.

Am Morgen unserer Abreise, einem wundervollen Herbsttag Anfang Mai, rief ich meine Eltern an.

»Woher werden wir wissen, dass du noch am Leben bist?«, fragte meine Mutter besorgt.

»Du musst einfach Vertrauen haben, Mama«, erwiderte ich. »Wir sind vorsichtig, und ich schreibe dir lange Briefe. Vielleicht treffen wir unterwegs ein paar Jäger, die sie für mich abschicken.«

»Ach?«, fragte meine Mutter überrascht.

»Ja. Jäger sind sehr zuverlässige Leute, und ich klebe schon vorher Briefmarken auf die Umschläge, sodass sie die Briefe nur in den Kasten stecken müssen.«

Mein Dad hatte noch einen guten Rat für mich parat: »Viel Glück bei der Jagd mit Pfeil und Bogen, und sieh zu, dass du dich nicht verirrst!«

Mum schickte mir Küsse durchs Telefon. »*Dag, liefke!*«

Plötzlich wurde mir bewusst, dass dies für lange Zeit die letzten holländischen Worte waren, die ich hören würde. Meine lieben, liebenswerten Eltern. Ich spürte, wie sich ein Kloß in meiner Kehle bildete. *Wird wirklich alles glattgehen?*, fragte ich mich.

»Maus ist da!«, hörte ich Peter rufen.

Ich drängte meine Tränen zurück und rannte nach draußen, um zu helfen, die schweren Plastikbehälter mit unseren Lebensmitteln sowie die Kisten mit unserer Ausrüstung auf die Ladefläche von Rickys Pick-up zu hieven, während Peter unsere Sachen mit Seilen sicherte.

Ricky, unser Nachbar, war ein energiegeladener Siebenunddreißigjähriger mit dem Schwung und der Verve eines Teenagers. Irgendwie war es ihm gelungen, der Verbitterung zu trotzen, die oftmals mit der Verpflichtung einherging, Alimente für Kinder zu

bezahlen, die bei der Ex-Partnerin lebten. Er hatte etwas von einem jungen Hund, der stets auf der Suche nach einem Spielkameraden war. Wir hatten ihm den Spitznamen »Maus« gegeben, weil er emsig, schnell und unermüdlich war. Er war ein hervorragender Wildschweinjäger, der vor keiner Herausforderung zurückschreckte. Alles, was er tat, tat er mit großer Freude.

Als er von unserem Plan erfahren hatte, war er genauso aufgeregt gewesen wie wir. Seine grünen Augen blitzten bei der Aussicht, an unserem Abenteuer teilzuhaben. Er würde uns nicht nur mit seinem Pick-up in die Berge bringen, sondern uns auch noch mit seiner Kettensäge einen Stapel Feuerholz fertig machen. Wir hatten vor, eine Nacht gemeinsam auf dem Zeltplatz an der Base Hut zu verbringen und eine Art Abschiedsparty mit Rickys Wildschweinbraten zu feiern.

Peter und mich verband eine sehr gute Freundschaft mit Maus. Spannung entstand lediglich aufgrund seiner zweiten Frau Debbie, einer kleinen, aber toughen Person, die ebenfalls eine hervorragende Wildschweinjägerin war; sie erlegte stets die größten Keiler. In Rickys und Debbies Garage konnte man ihre Trophäen bewundern: eine lange Reihe gewaltiger Hauer. Man konnte Debbie als schön und gleichzeitig als hässlich beschreiben – das hing von ihrer jeweiligen Stimmung ab. Manchmal war sie freundlich, weitaus öfter jedoch gereizt, müde und griesgrämig.

Als Debbie verkündet hatte, sie wolle Maus und uns in die Berge begleiten, hatte ich Mühe, meine Enttäuschung zu verbergen. Ich hatte mir einen Abend voller Lachen und Geschichten vorgestellt, doch nun fürchtete ich, dass sie uns mit ihrer mürrischen Stimmung die Freude verderben könnte.

Maus saß auf dem Fahrersitz, Debbie neben ihm. Peter und ich kletterten auf den Rücksitz, eine Kiste Feijoa – Ananas-Guaven – zwischen uns.

»Habt ihr alles?«, fragte Maus.

Peter sah mich an.

»Ich glaube schon«, antwortete ich.

»Glauben hilft uns da nicht weiter, du solltest dir besser sicher sein, sonst ist es nachher zu spät«, bemerkte Peter nervös.

Ich warf einen Blick über die Schulter auf die Ladefläche des Pick-ups.

»Ja, wir haben alles.«

»Ja!« Maus lachte und ließ den Motor an. »Habt ihr eure Expedition mit deutscher Gründlichkeit organisiert, Peter?«

»Ich bin keine Deutsche, Maus!«, wandte ich, ebenfalls lachend, ein.

»Die Niederländer sind doch genau genommen Tiefland-deutsche.« Peter zwinkerte mir zu. »Sie können alles organisieren – wenn du nicht aufpasst, jedes noch so kleine Detail deines Lebens.«

Als wir zum letzten Mal aus unserem Tal hinausfahren, schaute ich hinüber zu den Weiden mit ihren gelben und roten Blättern. Sie standen dicht am Fluss, der sich durch die Wiesen schlängelte.

»Wer weiß, wann wir wieder zurückkommen«, sagte Peter.

»Nie mehr!«, rief ich und lachte. Ich war so aufgeregt.

»Nie mehr« war natürlich Unsinn. Schon im Frühjahr würden wir wieder über diese Straße fahren, wenn auch nicht zu unserem alten Haus, sondern zu dem von Maus und Debbie.

Peters Arm lag auf der Kiste mit den Feijoas, seine Hand neben meinem Knie. Ich schob meine linke Hand in seine.

»Danke, dass du das Packen übernommen hast.« Er lächelte mich an.

»Es war mir ein Vergnügen.« Ich drückte leicht seine Hand.

Schweigend fuhren wir über die Straße, die in die Ausläufer der Neuseeländischen Alpen führte. Ich schaute aus dem Fenster und sah endlose Reihen von Weinstöcken. Die Trauben waren vor Kurzem geerntet worden, ohne die Reben wirkten die Stöcke leer und trostlos. Langsam, aber sicher wichen die Weingärten Weiden voller Schafe. Peter nahm zwei kleine Feijoas aus der Kiste, kurbelte das Fenster herunter und warf sie in das Gras am Straßenrand.

»Vielleicht kehren wir eines Tages hierher zurück und finden einen Feijoa-Baum vor«, sagte er.

Nach ungefähr einer Stunde bogen wir in eine wenig befahrene Schotterstraße ein, der wir folgten, bis wir auf ein Schild stießen: NUR FÜR ALLRADFAHRZEUGE – WEITERFAHRT AUF EIGENE GEFAHR.

»Kannst du hier kurz anhalten, Schatz?«, fragte Debbie. Ein Fernglas in der Hand, lehnte sie sich aus dem Beifahrerfenster, um einen Blick auf die Täler und Höhenkämme auf ihrer Seite zu werfen.

»Irgendwelche Hinweise auf Wildschweinaktivitäten?«, fragte Maus, der den Pick-up zum Stehen brachte.

»Schon möglich«, antwortete seine Frau. »Dahinten gibt es eine Senke mit Farn und ein paar freie Stellen, dort haben sie erst vor Kurzem gewühlt, würde ich sagen.«

Ich saß hinter ihr und kurbelte schnell mein Fenster herunter, um mein Interesse an der Jagd zu bekunden, obwohl ich keinen blassen Schimmer hatte, wonach ich Ausschau halten sollte. Ich fragte mich, ob ich sie um das Fernglas bitten sollte oder ob das genau das Falsche wäre. »Leben Wildschweine denn in einer solchen Höhe?«, erkundigte ich mich.

»Na klar. Sie leben überall dort, wo man sie in Ruhe lässt«, antwortete Debbie.

»Ich habe schon riesige Keiler oben auf den Berggipfeln gesehen. Ganz schön zähe Biester, sage ich dir.« Maus zog einen blauen Wollpulli über sein Hemd.

»Wohin flüchten die Schweine, wenn ihr sie oben auf den Gipfeln jagt?« Ich begegnete seinem Blick im Rückspiegel.

Er lächelte mich an. »Nirgendwohin. Sie sind geliefert, weil meine Hunde sie ruckzuck gefasst haben.«

»Die armen Schweine.« Peter seufzte. »Ihr solltet sie in Frieden lassen.«

»Ach Pete, du bist einfach zu weich!« Maus lachte. »Pete könnte keiner Fliege etwas zuleide tun«, sagte er grinsend und gab wieder Gas.

Maus durchquerte mehrfach den Fluss. Einmal erwischten wir eine ziemlich tiefe Stelle, das Wasser reichte fast bis über die

Motorhaube. Vor meinem inneren Auge sah ich vor mir, wie der Pick-up in der Mitte des Flusses liegen blieb, Wasser durch die Türen eindrang und unsere kostbaren Lebensmittelbehälter flussabwärts trieben. Je mehr ich darüber nachdachte, desto realer erschien mir diese Möglichkeit.

»Jetzt schau doch nicht so nervös, Miriam!« Maus hatte mein Gesicht im Rückspiegel gesehen. »Ich hab einen Schnorchel an meinem Pick-up. Das Wasser kann bis hier oben hinkommen.« Er deutete mit der Hand auf seine Brust.

»Warst du schon mal so tief im Wasser?«, fragte ich ungläubig.

»Ja, damals ist er fast in seinem Pick-up ertrunken.« Debbie lachte.

»Was macht man, wenn so etwas passiert?« Ich bereitete mich innerlich auf das Worst-Case-Szenario vor.

»Dann steigt man aus und geht zu Fuß weiter«, antwortete Maus.

Wir krochen an einem großen Geröllhaufen vorbei, der fast die halbe Straße verschüttet hatte. Maus war gezwungen, über die kleinen Büsche auf der anderen Seite zu fahren. Wir schauten auf den Fluss unter uns.

»Erinnert mich an den Himalaja«, sagte Peter. »Sieht genauso aus, nur dass dort alles eine Nummer größer ist.«

»Im Himalaja stürzt jede Woche ein Bus in den Abgrund«, fügte ich hinzu.

»Ein Bus pro Woche?«, brüllte Maus über das Dröhnen des Motors hinweg. »Woher kriegen die so viele Busse? Das ist ja eine Riesenverschwendung!«

»Keine Sorge, Indien ist ein großes Land!«, brüllte Peter zurück.

Der Pick-up überwand einen dicken Felsen, ein Rad in der Luft, das Fahrzeug neigte sich in einem gefährlichen Winkel. Ich warf einen Blick auf die Seile, mit denen unsere Habseligkeiten gesichert waren, und stellte erleichtert fest, dass Peter seine Sache gut gemacht hatte.

Dann kamen wir zu einem vierzig Meter langen Schlammbecken. Auf der rechten Seite war eine vage Fahrzeugspur zu er-

kennen, die durchs Gestrüpp führte. Anscheinend hatte schon vor uns jemand beschlossen, den Schlamm zu umfahren. Debbie versuchte, ihrem Mann zu zeigen, welche Strecke er einschlagen sollte, aber Maus war zu voreilig: Er fuhr direkt in das Schlammbecken hinein.

Ich hielt den Atem an, als ich spürte, wie der Pick-up absackte, und starrte blicklos auf die Windschutzscheibe, angespannt horchend, ob sich das Motorengeräusch veränderte. Die Reifen schienen die Bodenhaftung zu verlieren, die Hinterräder drehten durch. Wir kamen gefährlich langsam voran, doch zum Glück blieben wir nicht ganz stehen, und endlich schafften wir es bis auf die andere Seite. Debbie verbrachte die nächsten fünf Minuten damit, Maus immer wieder vorzuhalten, sie habe ihm die Alternativroute gezeigt, doch wie gewöhnlich habe er nicht auf sie gehört. Ich überlegte, auf wessen Seite ich mich stellen sollte, auf Rickys oder Debbies, aber am Ende sagte ich gar nichts.

Alle waren erleichtert, als wir die Hütte endlich entdeckten. Die Base Hut lag am Fuß eines steilen, bewaldeten Hügels. Auf der einen Seite sah ich eine grasbewachsene Lichtung, auf der anderen den Fluss. Die Hütte, verkleidet mit einem Dach aus Wellblech, wirkte ein wenig verloren und vernachlässigt, als wäre sie lange Zeit sich selbst überlassen gewesen.

Maus sprang als Erster aus dem Pick-up. »Wir haben es geschafft!«, rief er. »Jetzt könnt ihr euch für die nächsten drei Monate in dieser schäbigen kleinen Hütte aneinanderkuscheln, während der Regen aufs Dach trommelt.«

»Vielleicht werdet ihr auch eingeschneit und könnt nicht mal mehr die Tür öffnen«, fügte Debbie skeptisch hinzu.

»Halleluja!« Maus lachte. »Wo werdet ihr kacken gehen?«

Ich ging an einem leeren Holzschuppen vorbei zur Hütte und blieb auf der Schwelle stehen. Es dauerte eine Weile, bis sich meine Augen an das dämmerige Licht im Innern gewöhnt hatten. Es gab nur zwei kleine Fenster, und die waren sehr lange nicht mehr geputzt worden. Es war kalt, und es stank nach Mäusen. Die Wände,

einst weiß gestrichen, waren mit den Jahren schmutzig braun geworden. Zu meiner Linken sah ich zwei Eisenstockbetten mit plastiküberzogenen Matratzen, sodass die Hütte insgesamt vier Schlafplätze bot. In der Mitte des Raums stand ein Tisch mit drei Stühlen, einer davon war kaputt. Auf der rechten Seite befand sich der kleine Holzofen, auf dem Boden daneben lagen ein paar Kiefernzapfen und ein Stapel mit Zeitungen und Zeitschriften. Es gab eine kleine Arbeitsplatte und Regale, aber keine Spüle und keinen Wasserhahn. Ein Blecheimer, mit dem man Wasser vom Fluss holen konnte, stand bereit. Auf dem Regalbrett unter der Arbeitsplatte entdeckte ich einen Stapel Teller. Als ich den obersten hochhob, fielen schwarze Mäusekötel zu Boden. Jemand hatte einen alten Topf und eine Bratpfanne dagelassen, allerdings ohne sie vorher sauber zu machen.

»Mein Gott, müssen wir wirklich hier übernachten?« Debbie, die nach mir eingetreten war, schnappte nach Luft.

»Ich denke schon.« Mir war genauso unbehaglich zumute wie ihr. Ich öffnete eines der Fenster, um frische Luft hereinzulassen. »Wenn wir erst mal das Feuer in Gang gebracht haben, sieht die Welt schon anders aus.« Ich klang optimistischer, als ich mich fühlte.

Mit seiner Kettensäge sägte Maus in einer Stunde mehr Feuerholz, als wir in einer Woche mit der Axt hätten schlagen können. Er arbeitete als Baumpfleger, und ich hatte ihn schon vom Baum hängen sehen, ein Knie um einen Ast gehakt, in einer Hand die Kettensäge, mit der anderen die Balance haltend.

Als Peter und Debbie damit beschäftigt waren, das Feuerholz zu stapeln, schlug ich vor, die Lebensmittelbehälter zu vergraben. Maus bot mir seine Hilfe an. Wir nahmen uns Zeit für die Entscheidung, wo der beste Platz dafür sei, doch als wir endlich anfangen zu graben, stellten wir fest, dass der Boden nur rund fünf Zentimeter dick war. Darunter befanden sich Flusssteine, und zwar überall. Wir versuchten es im Wald, doch die Baumwurzeln machten es unmöglich, ein Loch auszuheben.

Maus setzte sich ins Gras auf der Lichtung und lachte lauthals über unsere Naivität.

»Dann müssen wir die Dinger eben verstecken«, sagte ich und ließ mich neben ihn auf den Boden fallen. »Und sie mit Moos und Zweigen bedecken.«

Ich war nervös. Sollte etwas mit unseren Nahrungsmitteln schiefgehen, könnte das ein Desaster werden. Ich malte mir alle möglichen Szenarien aus. Jäger könnten das weiße Plastik durchschimmern sehen und unser Essen stehlen. Ihre Hunde würden das Mehl riechen. Und was wäre mit den Ratten? Die würden sich doch in Windeseile durch die Deckel fressen!

»Und, wie gefällt dir euer neues Haus?«, fragte Maus, stand auf und schleppte zwei der schweren Behälter zu einer natürlichen Senke.

»Ich glaube, ich schlafe lieber draußen im Zelt statt in der schmutzigen Hütte«, antwortete ich leicht bedrückt. »Morgen bauen wir unser Zelt auf.«

»Nicht viele Frauen würden sich dafür entscheiden, den Winter in einem Zelt statt unter einem festen Dach zu verbringen.«

»Viele Männer sicher auch nicht!« Ich lachte und legte den Kopf schräg.

»Richtig«, räumte er ein. »Du bist schon ein außergewöhnlicher Mensch. Brauchst nicht den Luxus eines sauberen, trockenen Hauses.« Er hob zwei weitere Behälter hoch.

»Ich genieße das einfache Leben, liebe es, durch die Schönheit der Natur zu schlendern, auf offenem Feuer zu kochen, im Fluss zu waschen – mich und unsere Sachen. Das verleiht mir das Gefühl, lebendig zu sein.« Ich öffnete meine Hände und streckte ihm die Handflächen entgegen. »Die besten Dinge im Leben sind gratis!«

»Freiheit gibt es umsonst!« Er lächelte mich an.

»Würde es dir nicht gefallen, eine Zeit lang in der Wildnis zu leben?«, fragte ich ihn.

»Na ja, ich mag die Wildnis, aber ich bin ein geselliger Mensch, bin gern unter Leuten«, erwiderte Maus. »Hier oben in den Bergen wäre es mir zu einsam.«

Ich betrachtete seine leuchtenden Augen und den Mund, der

aussah wie der eines Delfins. Mit Maus in der Nähe kam mir die Welt stets so fröhlich und unbeschwert vor.

Während Peter über dem knisternden Feuer ein leckeres Wildschwein-Curry zubereitete, wurde es langsam warm in der Hütte. Zwei Kerzen auf dem Tisch beleuchteten unser Abendessen. Wir aßen, machten gelegentlich eine Bemerkung oder einen Scherz, aber ich spürte eine leichte Anspannung und war auf der Hut vor Debbie. Schon bald nachdem wir aufgegessen und den Abwasch erledigt hatten, beschlossen wir, in unsere Schlafsäcke zu kriechen, um uns warm zu halten. Eilig wählte ich die am wenigsten schmutzige Matratze aus und prüfte, ob sich die dunklen Flecken von dem Plastikbezug entfernen ließen. Anschließend schlüpfte ich in meinen Schlafsack und rollte meinen Pullover zu einem Kissen zusammen. *Das ist die letzte Nacht, in der mein Schlafsack sauber ist*, dachte ich.

»Ist euch allen warm?«, fragte Peter.

»Ich koche«, antwortete Maus, der stets in Extremen zu empfinden schien.

»Wenn das Feuer ausgeht, wird's kalt«, gab Debbie zu bedenken.

Niemand wusste, was er darauf erwidern sollte. Nachdem es eine Weile still geblieben war, wünschte sie uns eine gute Nacht.

»Gute Nacht«, erwiderte ich.

Alle zehn Minuten drehte Maus sich um. Sein Bett quietschte.

»Hör auf, dich so oft umzudrehen, Ricky«, blaffte Debbie.

Auf einmal hörte ich zu meinem Entsetzen Mäuse durch die Hütte huschen. Sie raschelten lautstark mit einer Plastiktüte, also stand Peter auf und räumte die Tüte weg.

Als es wieder ruhig war, lag ich schlaflos da und fragte mich, ob die Mäuse wohl als Nächstes meinen Schlafsack erkunden würden. Womöglich würden sie dabei versehentlich über mein Gesicht huschen! Plötzlich war mir ausgesprochen unbehaglich zumute und ziemlich heiß. Ich wünschte mir, ich hätte das Zelt aufgeschlagen; ich hätte mich sehr viel wohler gefühlt in meinem eigenen abgeschlossenen Raum.

Nachdem ich einige Stunden im Halbschlaf verbracht hatte, wurde ich wieder wach.

Diesmal waren Ratten unter dem Wellblechdach der Hütte. Sie konnten nicht hereinkommen, aber sie trippelten hin und her in der ansonsten totenstillen Nacht. Maus knipste seine Stirnleuchte an, ging mit seinen sauberen Socken über den schmutzigen Holzfußboden und schnappte sich den Besen.

»Willst du die Ratten etwa rauskehren?«, hörte ich Peters Stimme.

»Passt mal auf«, flüsterte Maus. Er durchquerte im Zickzack den Raum, die Augen nach oben gerichtet, um die genaue Position der Ratten zu bestimmen, dann blieb er stehen und stieß den Besen mit ohrenbetäubendem Krach gegen die Decke. Das Resultat war absolute Stille. Zur Sicherheit wiederholte Maus das Prozedere ein paarmal. Die Decke war dünn – die Ratten mussten einen furchtbaren Schreck bekommen haben.

»Seht ihr«, verkündete Maus triumphierend. »Es hat funktioniert.«

Am nächsten Morgen packte Debbie die Sachen in den Pick-up, noch bevor wir zu Ende gefrühstückt hatten.

»Wir müssen bald aufbrechen, nicht dass es noch anfängt zu regnen und der Fluss anschwillt«, erklärte Maus und streichelte seiner Frau den Rücken. Vielleicht lag es an der schlaflosen Nacht, aber Debbie sah ziemlich blass und angeschlagen aus. Als es Zeit wurde, sich zu verabschieden, saß sie bereits wartend im Pick-up.

Ich umarmte Rickys drahtigen Körper und hätte ihn am liebsten gar nicht mehr losgelassen. Plötzlich wurde mir klar, dass er der letzte Mensch war, den wir für lange Zeit zu Gesicht bekämen.

»Wir werden dich vermissen«, sagte ich.

Mit einem fröhlichen Lächeln erwiderte er, er freue sich für uns. Sollte der Fluss es erlauben, versprach er, würde er uns einen Besuch abstatten. »Viel Glück bei der Jagd«, sagte er zu mir. »Und denk dran: Sonne im Rücken, Wind im Gesicht!«

Ich nickte und versuchte, sein Lächeln zu erwidern.

Und dann fuhren sie davon. Maus durchquerte wagemutig den Fluss, das Wasser spritzte bis über die Motorhaube. Kurz vor der Kurve hupte er. Wir hörten noch ungefähr eine Minute das Dröhnen des Motors.

Dann senkte sich die Stille herab.

Winter

Peter drehte sich um und zog meine Arme über seine Schultern. »Jetzt gibt es nur noch uns beide«, sagte er und umarmte mich. Ich küsste ihn zärtlich auf die Stirn.

Am Himmel über uns erschien ein großer Habicht, der anmutig dem Flussverlauf folgte. Als er uns sah, schlug er heftig mit den braunen Flügeln, um die Richtung zu ändern, dann verschwand er auf der anderen Seite der Berge – die uns wie die andere Seite der Welt vorkam.

Ich holte tief Luft. »Ich fühle mich, als wären wir endlich nach Hause gekommen.«

Peter nickte. »Das ist die Welt, in die wir alle hineingeboren wurden.«

Ich nahm seine Hand und blickte auf das Tal und den Wald um uns herum. »Ein verblüffendes Gefühl, so allein an einem so entlegenen Ort zu sein«, stellte ich fest.

»Ja. Das nächste Haus liegt einen guten Drei-Tage-Marsch von hier entfernt. Zu dieser Jahreszeit meiden die meisten Leute die Berge und bleiben bis zum Frühjahr drinnen.«

Ich schaute auf und sah ein paar Wolken über den Gebirgszug treiben. Sie bewegten sich schnell, dort oben musste ein kräftiger Wind gehen.

»Was glaubst du, was mit uns passieren wird?«, fragte Peter.

Ich überlegte eine Weile, bevor ich antwortete. »Keine Ahnung«, sagte ich schließlich. »Ich kann mir die Zukunft einfach nicht vorstellen.«

»Weil sie vollkommen unvorhersehbar ist.«

»Ja. Es ist beinahe so, als hätten wir keine Zukunft. Nichts ist da außer einer unendlichen zeitlosen Leere, einem grenzenlosen Nebel.«

Zurück in der Hütte, fachte ich das Feuer wieder an und brühte zwei Tassen Tee auf, die ich zu Peter hinübertrug, der auf einem Felsen in der Nähe des Flusses saß.

»Ist das nicht wunderschön?« Ich schaute auf das kristallklare Wasser, das sich in Kaskaden von den Bergen ergoss. Die großen runden Steine, glatt geschliffen von der Strömung, glänzten in der Sonne.

»Ja, und riesige Teile dieser Insel sind genauso.« Peter lehnte sich zurück.

»Ich bin so glücklich darüber, hier zu sein, tatsächlich in dieser Schönheit zu leben.« Ich schaute auf die schroffen Felssporne auf der anderen Seite des Flusses, den dichten Wald in der Ferne und die alten Bäume ganz in der Nähe. Als ich meinen Tee ausgetrunken hatte, machte ich mir eine zweite Tasse. Wir hatten keine Uhr bei uns, aber ich nahm an, dass es etwa zehn Uhr morgens war. Ich dachte an Virginia und Rose, die in diesem Moment ihren Kaffee an dem Tisch am Fenster des Lehrerzimmers trinken würden. Wir lebten nun in völlig verschiedenen Welten.

Nach meiner anfänglichen Euphorie drängte ein unbehagliches Gefühl an die Oberfläche, als würde mir erst jetzt langsam bewusst, worauf ich mich eingelassen hatte. Ein Anflug von Panik durchzuckte mich. Es war der eine Gedanke, der mit all meinen Fantasien von einem friedlichen Leben in der Wildnis kollidierte – die Frage: *Was jetzt?* Was würde ich als Nächstes tun?

Ich dachte an die Dinge, die zu erledigen waren, und mir fiel ein, dass ich keine Toiletten gesehen hatte. Das Plumpsklo befand sich etwa siebenzig Meter von der Hütte entfernt. Es war nicht mehr als ein tiefes Loch in einem Holzverschlag; das Einzige, was daran an ein modernes WC erinnerte, war der weiße Sitz. In der Ecke stand eine durchweichte Rolle Klopapier. Ich hob den Deckel und schaute in das Loch. Der Geruch war so entsetzlich, dass ich ihn schnell wieder fallen ließ.

Wenn ich mich bei geschlossener Tür auf diese Toilette setze, ersticke ich, dachte ich beklommen.

Hütte und Toilette waren schlimmer als erwartet, trotzdem

zwang ich mich, nicht an die vor mir liegenden Monate zu denken. Stattdessen wurde ich aktiv.

Die Base Hut musste unbedingt sauber gemacht werden, also holte ich einen Eimer Wasser aus dem Fluss, schnappte mir ein altes Handtuch und fing an, die verschmierten Wände, schmutzigen Fenster und selbst die Flecken auf den Matratzen abzuputzen. Wir würden definitiv im Zelt schlafen, da die Wellblechhütte den Ratten und Mäusen gehörte, aber so konnten wir bei schlechtem Wetter zumindest in einem sauberen Raum Unterschlupf suchen.

Peter sah mich mit dem Eimer hin und her rennen. »Warum setzt du dich nicht mal für eine Minute hin?«, fragte er. Aber ich war seit Jahren hin und her gerannt, weshalb es mir schwerfiel, still zu sitzen. Ich nahm die schmutzige Bratpfanne aus dem Regal und schrubhte sie mit Sand aus dem Fluss sauber, dann machte ich das Gleiche mit dem Besteck und dem Topf. Als Nächstes suchte ich nach dem besten Platz zum Kampieren, und schließlich stellte ich das Zelt unter ein paar Bäumen auf und spannte eine Plane als zusätzliches Dach darüber. Das Zelt war unser Schlafzimmer, die Hütte bei schlechtem Wetter das Wohnzimmer, der Fluss diente uns als Wasserhahn, Kühlschrank, Dusche, Spül- und Waschmaschine, und das ganze Tal war unser Garten. Unser Zuhause in der Wildnis. Langsam fühlte ich mich wohler.

Peter bot mir mehrfach seine Hilfe an, doch da ich den Augenblick fürchtete, in dem sämtliche Pflichten erledigt sein würden, zog ich es vor, alles allein zu tun. Ich brauchte etwas, womit ich den leeren Tag füllen konnte. Nachdem ich ein Seil als Wäscheleine zwischen den Bäumen befestigt hatte, setzte ich mich endlich hin. Mir fiel nicht ein, was ich sonst noch hätte tun können.

Wie spät es wohl ist?, fragte ich mich.

Die Sonne berührte jetzt die Berggipfel. Es fühlte sich an, als wäre es vier, aber genauso gut hätte es auch erst drei Uhr sein können. Der Tag kam mir endlos vor.

Auf diese eine Sache hatten mich all unsere Touren, all das Training nicht vorbereitet: auf die Langeweile. Jeden Tag zu wandern und somit beschäftigt zu sein, war relativ leicht, verglichen mit der

Herausforderung, einfach nur ... zu leben. Wäre ich ein Wanderer, würde ich meinen Rucksack schultern und zur nächsten Hütte aufbrechen. Wäre ich ein Jäger oder Fischer, würde ich für heute Feierabend machen und den Rückweg zum Wagen antreten. Ich aber konnte nirgendwohin.

Rastlos gesellte ich mich zu Peter, der in der Sonne saß und in aller Ruhe eine alte Zeitung las.

»Das ist am Anfang eine ziemliche Umstellung, findest du nicht?« Ich klang gelassener, als ich mich fühlte.

»O ja, eine gewaltige Umstellung.« Peter nickte. »Die Seele muss zur Ruhe kommen. Es wird Tage dauern, sich dem Rhythmus dieses Ortes anzupassen. Vielleicht sogar Wochen.«

Jene ersten Tage waren in der Tat eine gewaltige Umstellung, und zwar in vielerlei Hinsicht. Manchmal fühlte ich mich wohl und heimisch, andere Male unsicher, was die Zukunft anbetraf. Meistens aber fühlte ich mich rastlos und gelangweilt. Ich hatte keinen Job mehr, kein Projekt, keine Stimulation durch soziale Kontakte, E-Mails, Musik und anderes. Es war, als wäre ich auf Entzug. Mein Geist machte Überstunden, meine Gedanken überschlugen sich, unendlich viele Erinnerungen blitzten vor meinem inneren Auge auf. In meinem Kopf herrschte Chaos, verglichen mit der Ruhe der Natur, deren sanfter Rhythmus so viel langsamer war als der meines hektischen Selbst.

Ich war froh, dass ich mit Peter über den schwierigen Prozess der Entschleunigung sprechen konnte. Auch er hatte nie zuvor in der neuseeländischen Wildnis gelebt, aber er schien die Natur der Seele etwas besser zu verstehen als ich. Obwohl er im Vergleich zu mir ruhig erschien, sagte er, er wisse genau, wie ich mich fühle. Er habe zwar keine Million Pflichten ausfindig gemacht, die er sich aufbürden konnte, aber er habe sämtliche alte Zeitungen und Zeitschriften aus der Hütte von der ersten bis zur letzten Seite gelesen. Er schlug vor, die Langeweile und Rastlosigkeit einfach durchzustehen und für eine Weile nichts zu tun.

Gar nichts.

Das war das Letzte, was ich wollte. »Nichts« bedeutete Langlei-
weile, die gefürchtete Leere, die grauenvolle Inhaltslosigkeit.
»Nichts« war das Unbekannte.

Ich fand heraus, dass ich mich vor dem Nichts fürchtete, doch
ich war gezwungen, mich in den kommenden Wochen genau die-
ser Furcht zu stellen.